Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 4

Artikel: Entdeckung von Amerika
Autor: Schürch, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758582

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ENTDECKUNG VON AMERIKA

Von Ernst Schürch

Kein Land wurde so oft, wird so fortwährend entdeckt wie «Amerika», das Wort in seinem prägnanten Sinn genommen als handlichen Ersatz für die «Vereinigten Staaten von Amerika», was ja kein Namen, sondern eine Beschreibung ist. Zahllos sind die Versuche, den Altweltlern die Neue Welt zu erklären. Tausend Europäer glaubten, es sei wichtig, wie sich ihr persönliches Temperament an den Dingen drüben gerieben hat. Andere verwechseln jenseits des Atlantiks die Maßstäbe und messen das Land ihrer Herkunft mit der Elle des Landes ihrer Ankunft. Zu viele gefallen sich in überlegenem Spott, ohne ganz sicher zu sein, daß sie wirklich so hoch, wie es ihnen scheint, über dem stehen, worauf sie hinunterschauen möchten. Andere nehmen den winzigen Ausschnitt, den sie zu überblicken vermögen, als das Ganze, und die paar Dutzend, denen sie hier oder dort begegnet sind, als die 160 Millionen Amerikaner schlechtweg.

Literarische Eitelkeit in Ehren, aber wir brauchen nicht das Bild der Herren Verfasser im facettenreichen amerikanischen Spiegel, sondern wir sollten ein Bild vom wirklichen Amerika haben. Wir brauchen es je länger je dringender. Es will aber fast scheinen, als ob der subtile Geist europäischer Kritik, der an tausend Zweifeln geschliffen ist, der objektiven «Tatsache Amerika» kaum näher gekommen ist, als umgekehrt die vielleicht mit plumperen, vorwiegend statistischen Mitteln arbeitende Bemühung der Amerikaner, Europa verstandesmäßig auf den Leib zu rücken. So viel ist hüben und drüben klargeworden, daß zwei «Welten» einander brauchen, um nicht von einer dritten erdrückt zu werden, und man wird bei uns auch mühelos zugeben, daß Europa von Amerika sehr viel abhängiger ist als umgekehrt. Aber die Schlüsse in der politischen Praxis aus der Inter-Dependenz zu ziehen, dazu fehlt vielfach der tatfrohe Wille.

Vor allem ist der Wunsch, einander zu verstehen, nötig, wenn eine Verständigung und daraus eine handlungsfähige Gemeinschaft werden soll. Daran hindert uns recht oft eine elegant geformte Meinung, die glänzt und ihren Urheber blendet. Der Trugschluß,

daß es genüge, die Dinge auf eine Gleichung zu bringen, um sie wirklich zu verstehen, liegt vielleicht den Franzosen am nächsten, die imstande sind, mit einer klaren «formule» eine manchmal weniger klare Politik zu betreiben. Aber Frankreich hat auch den überlegenen Kritiker, der, mit einem besonders großen Vorrat an Vergleichsmaterial ausgerüstet, imstande ist, die Beobachtungen geduldig zu sichten und erst dann die Schlüsse bis zur klaren Konsequenz zu ziehen. Nur so entspringt das Licht aus den Dingen selber, das wir zu ihrem Verständnis brauchen.

André Siegfried, Mitglied der Französischen Akademie, hat im Verlag Librairie Armand Colin (Paris) ein Buch herausgegeben, das unter dem Titel *Tableau des Etats-Unis* die Ergebnisse von vielen Besuchen und Untersuchungen übersichtlich ordnet. Hier scheint sich die angelsächsische Vorliebe für das Faktische mit der französischen Freude an der Klarheit vermählt zu haben, und ein Zuschuß an deutscher Gründlichkeit, oder sagen wir Gewissenhaftigkeit, ist auch zu spüren.

«Tableau» ist ein *statischer* Begriff, eine Inventuraufnahme. Nun ist aber das besonders Amerikanische eine gegenüber der Alten Welt gesteigerte *Dynamik,* und um diese zu erfassen, braucht es wiederholte Beobachtungen. Darin hat André Siegfried einen großen Vorzug gegenüber andern Schilderern: Er hat seit 1898 die Vereinigten Staaten wiederholt besucht: viermal vor dem Ersten Weltkrieg, siebenmal in der Zwischen- und viermal in der Nachkriegszeit, so daß er Augenzeuge einer mehr als halbhundertjährigen *Entwicklung* ist. Er hat seine Eindrücke auch schon mehrmals geschildert, ehe er sein neustes «Tableau» aufstellte («Les Etats-Unis d'aujourd'hui», «Deux mois en Amérique du Nord, à la veille de la guerre»), er hat inzwischen andere Länder studiert und andern Völkern einen Spiegel vorgehalten, so ja auch den Schweizern, und damit wuchs der Radius des Rundblicks und festigte sich das Fundament des Urteils.

Vor uns liegt eine eigenhändige Widmung des Verfassers, worin die Vereinigten Staaten «un pays d'occident qui n'est plus européen» genannt werden. «Nicht mehr» — das scheint auf einen *wachsenden* Unterschied zu deuten. Früher war demnach Amerika europäischer als heute. Und doch sind die einstigen Berührungspunkte zu breiten Kontaktflächen geworden, und etwas wie eine Verwachsung zur Symbiose scheint im Werden zu sein. Durch die amerikanische Wirtschaft wurde doch die westeuropäische nach dem Zusammenbruch wiederaufgerichtet (weltgeschichtlich ein Sonderfall), und heute geht es um Sein oder Nichtsein eines Gesamtbegriffs, dem beide Teile unterstellt sind: der «Westwelt».

Woher die trotzdem wachsende Entfernung, die Entfremdung? Weil die vermehrte Berührung und besonders die sich verengernde Abhängigkeit zu Reibungen führt, die man früher nicht kannte, so daß man das Unterschiedliche unerträglich findet und daher einander satt wird, oder ganz einfach nach dem französischen Spruch: «Il suffit de se connaître pour se détester?» Vielerlei hat zur Amerikamüdigkeit mancher Europäer und zum Reflex dieser Stimmung in Amerika beigetragen, vor allem, und darüber wird noch zu reden sein, die Handelspolitik. Für André Siegfried ist auch ein Wandel in der amerikanischen *Substanz* wichtig. In seinen Worten: die Geographie überwindet die Geschichte. Die altweltliche Herkunft der Besiedler Nordamerikas liegt in der Vergangenheit; die Amerikaner sind aber der Zukunft zugewandt, und ihr Lebensraum ist ein ganzer Kontinent mit den größten natürlichen Reichtümern der Welt, ein so weites Land, daß dem Bewegungstrieb, der die Einwanderer über das Meer geführt hat, ungemessener Spielraum gegönnt ist, weshalb sich keine europäische Seßhaftigkeit entwickelt, keine feste Bindung an einen Ort, ein Haus, einen Beruf. Es ist also weniger das außereuropäische Element der Einwanderung, als die Wesensveränderung der europäischen Einwanderer, was zur Entfremdung führt. Im sprichwörtlichen Schmelztiegel werden die nationalen Besonderheiten der Europäer als Schlacke abgesondert und der Amerikaner als Standardtyp erzeugt. Das große Gesetz aller organischen Natur, das Gesetz der Variation, wird umgekehrt zu einem Vereinfachungsprozeß.

Nun sind nicht alle Bestandteile der Bevölkerung in demselben Grade angleichbar. Am gründlichsten amerikanisieren sich die Stammverwandten der «Gründerväter», die Angelsachsen, die Skandinavier, die Germanen überhaupt, namentlich die Protestanten. Englische Sprache und englisches Recht sind die mächtigen Stützen der Vorherrschaft dieses Bevölkerungsteils, einer Vorherrschaft, die in der Oekonomie, in der Politik und vor allem in der Gesellschaft heute noch unerschüttert ist, wenn man von der Kommunalpolitik absieht, die vielfach unter den bestimmenden Einfluß von Iren (Tammany Hall in New York) und von Italienern geraten ist. Hier zeigt sich der Einfluß der zweiten großen Welle in den Einwanderungshäfen besonders der Ostküste, der lateinischen, slawischen, katholischen. Der Gewinn aus diesem Bevölkerungszuschuß liegt am ehesten auf dem Gebiet der Phantasie und der schöpferischen Kunst.

Nie ganz assimilierbar sind nach Siegfrieds Urteil die *Schwarzen*.

Man mag sie rechtlich gleichstellen, gesellschaftlich wird es, wie er glaubt, nicht möglich sein. Der Entscheid des Obersten Gerichtshofes, wonach die Trennung der Rassen in den öffentlichen Schulen verfassungswidrig ist, war dem Autor noch nicht bekannt; aber er hat richtig vorausgesehen, daß im Süden eine Aufhebung der staatlichen oder kommunalen Volksschulen drohen könnte, wenn man das Zusammensitzen von Schülern verschiedener Hautfarbe erzwingen wollte. Auch die in schwindelerregender Geschwindigkeit sich vollziehende Industrialisierung der Südstaaten und die massenhafte Verpflanzung von Negern in die Industrien des Nordens scheint der Gleichstellung einstweilen wenig zu helfen. In New York, in Chicago werden die Schwarzen abgekapselt; wo sie eindringen, entwerten sich die Wohnungen. Die Weißen ziehen aus, um die Nachbarschaft mit Negern zu vermeiden. Als Neger gilt in der Regel einer mit ⅛ «schwarzem» Blut; aber in manchen Kreisen ist man viel strenger. Es entsteht trotzdem eine Mestizenrasse. Die instinktive Abwehr gegen solche Mischungen ist wohl ein Naturvorgang. Bei alledem sind die Schwarzen überzeugte Amerikaner. Ihre Umsiedlung vom Süden in den Norden ist gleichzeitig eine Verwandlung von Landvolk in Stadtvolk.

Am schnellsten amerikanisieren sich wohl die *Juden*. Und doch glaubt Siegfried, daß sie sich kaum je ganz von dem ungeheuren Erbe der Jahrtausende freimachen, das ihnen im Blute liegt. Sie bleiben auch zumeist in ihren Kreisen und *wollen* sich nicht ganz assimilieren, wenn manche auch erstaunlich rasch ihren Namen ablegen und sich geschmeidig einpassen. Eine pessimistische Grundstimmung, eine Melancholie prägt ihre Poesie; ihre Seele ist orientalisch geblieben, Gott verhaftet, und sie haben den Sinn für das Tragische. Die Stellung, die sie sich in Wirtschaft und Finanz errungen haben, ist bedeutend genug, wenn sie auch nicht die «Wallstreet» beherrschen, wie der Antisemitismus etwa behauptet; jedenfalls hat sich der Einfluß der fünf Millionen Juden politisch geltend gemacht in der Einstellung zum Judenstaat, und gewiß am schärfsten im Racheplan Morgenthau, der aber bald zugunsten einer Aufbaupolitik auch in Deutschland aufgegeben werden mußte. Als wissenschaftliche Forscher sind die Juden offenbar unentbehrlich, namentlich in der Atomforschung waren sie wichtigste Träger der Erfolge. Der Name Oppenheimer genügt.

Die Juden haben manches mit der immer noch führenden, vom Calvinismus geprägten Schicht gemein. Man darf nicht vergessen, daß die Bibel ein jüdisches Buch ist. Letzten Endes haben sie die Hoffnung des «Auserwählten Volkes», und in anderer Gestalt bewirkt die Lehre Calvins von der Vorausbestimmung eine ähnliche

geistige Haltung: auch hier sind die zum Heil bestimmten Menschen durch Gott ausgewählt, nicht als Nation, sondern individuell. Im westlichen Geist wirkte dieser Fatalismus anders als im östlichen: statt der passiven Ergebenheit in das Unabänderliche entstand das Gefühl, der göttlichen Gnade teilhaftig zu sein, und der weltliche Erfolg galt als Zeugnis dafür. Das stählte den Willen zur Anstrengung; es bestätigte das Recht auf den Erwerb, den Reichtum, und da der Aufstieg durch keine Klassenschranke gehemmt war, so kam es auch nicht zum Klassenkampf europäischen Stils. Verwandt sind Juden und Calvinisten auch in ihrem ausgeprägten Familiensinn.

Und doch gibt es zwischen beiden schwer übersteigbare Gefühlsschranken. Die Juden sind als Orientale frühreif; sie sind im allgemeinen in den Schuljahren den langsamer denkenden typischen Amerikanern weit überlegen, und es fehlt darum nicht an Maßregeln, die dieser Ungleichheit im Wettbewerb Rechnung tragen. Es gibt einen amerikanischen Antisemitismus gesellschaftlicher Art, eine Ablehnung von Juden in Hotels, in Klubs. Der innere Widerstand der Juden gegen die völlige Assimilation wird damit völlig vergolten.

Religion

Ueber die Bedeutung der *Religion* und der verschiedenen Bekenntnisse in den Vereinigten Staaten bringt das «Tableau» besonders wertvolle Feststellungen. Man hört durch die Propaganda viel von gewaltigen Fortschritten der katholischen Kirche, und sensationelle Uebertritte (wie die von Henry Ford II und der Botschafterin Luce — aber Siegfried nennt keine Namen) werden zur Werbung benützt; es fehlt auch nicht an Unterstützung durch erstklassige Zeitschriften. Von 1926 bis 1951 haben die Katholiken um 57 Prozent zugenommen. Aber man täusche sich nicht! Die Zunahme der Angehörigen protestantischer Glaubensgemeinschaften beträgt im gleichen Zeitraum 65 Prozent! Dabei ist in Rechnung zu stellen, daß die letzte große Einwandererwelle vorwiegend aus katholischen Ländern kam. Auch seit der Zustrom aus der alten Welt drastisch gedrosselt worden ist, wurde das zahlenmäßige Verhältnis durch die größere Kinderzahl der Katholiken kaum geändert; denn der riesige «baby boom», das plötzliche Hochschnellen des Kinderreichtums infolge der durch den Krieg bedingten Frühheiraten, erstreckt sich auf alle Bevölkerungsschichten, trotz der längst gutgeheißenen Lehre von Malthus und der Geburtenkontrolle, die von der katholischen Kirche fast allein bekämpft wird.

Siegfried findet, so sehr auch katholische Kirchenfürsten für die Amerikanisierung des Katholizismus als einem Mittel zur Katholisierung Amerikas werben, daß die römische Kirche mit der Grundauffassung Amerikas im Widerspruch stehe; denn diese erträgt keinen bevorrechteten Stand von Priestern als Mittlern zwischen Gott und den Menschen: das steht der Gleichheit vor Gott, dem gleichen Recht überhaupt, entgegen. Wenn auch der Wunsch nach mehr Farbe und mehr Mystik sich in besonders reichen Glasmalereien auswirkt und die anglikanische Episkopalkirche die Gunst vornehmer Kreise (und konvertierter reicher Juden) genießt und mit ihrem Altardienst solchen Bedürfnissen entgegenkommt, so meint der Verfasser, das sei nicht so gefährlich für den Protestantismus wie die gleiche Erscheinung in England. Offenbar hat man sich in den Vereinigten Staaten noch nicht, wie es in England geschehen ist, mit der Tendenz nach «reservierten Sakramenten» auseinanderzusetzen gehabt.

Was den Europäer am meisten stört, übersieht natürlich auch Siegfried nicht: die Zersplitterung in Hunderte von Sekten, die sich Konkurrenz machen mit Mitteln, die bei uns nicht kirchenwürdig wären. Das Gesetz der Variation hat auf dem Boden der Bekenntnisse freies Spiel, aber vielleicht ist gerade deshalb der amerikanische Protestantismus auch der Hauptträger und Beleber der Weltkirchenbewegung, der Oekumene mit ihrer Arbeitsstelle in Genf.

Je stärker die Kirche Roms in Erscheinung tritt, um so bewußter wird die Abwehr. Wie stark sie ist, zeigte sich, als eine diplomatische Vertretung beim Heiligen Stuhl in Frage stand.

Die stärkste Note ist bei allem Widerstreit der Richtungen leicht die nationale, und so haben sowohl die calvinistische wie die katholische Seite, wie Siegfried es darstellt, nationalistische Auswüchse im Kampf gegen «das Unamerikanische» getrieben. Auf der protestantischen Seite sei es der *Ku-Klux-Klan,* auf der katholischen der *MacCarthismus.*

Der Fundamentalismus, wie der Buchstabenglauben heißt, ist in der letzten Zeit weniger schroff aufgetreten; aber noch spricht man, wie von einem *cotton belt,* einem *wheat belt,* auch von einem *bible belt,* einem Bibelgürtel (im Sinne von Landstreifen). Wo eine Glaubensgemeinschaft durch besonders harte Zeiten gegangen ist, da hat sich ihre eigene Härte im Kampf ums Dasein in wirtschaftliche Früchte umgesetzt, und so können etwa die Mormonen missionierende Vorstöße in die alte Welt aus ihrem Reichtum heraus vornehmen. Einer ihrer Angehörigen ist Landwirtschaftsminister, wenn wir der amerikanischen Presse folgen dürfen, so wie der Vizepräsi-

dent Nixon zu den Quäkern gezählt wird, einer von England ausgegangenen Bewegung besonders frommer Nonkonformisten. Die Demokratie im Geiste des Nonkorformismus widersetzt sich jeder Bevormundung durch eine geistliche Obrigkeit. Die Trennung von Staat und Kirche ist selbstverständlich, wiewohl der Kongreß einen eigenen Geistlichen hat, der die Sitzungen mit Gebet eröffnet — aber die Trennung von Kirche und Gesellschaft ist ausgeschlossen.

Der Liberalismus tendiert von der Transzendenz zur Immanenz Gottes. Er fördert die Werke Gottes auf Erden. Ab und zu brechen gewaltige Erweckungen aus; aber immer ist ein grundlegender Optimismus fühlbar. Gemeinsam ist dem amerikanischen Protestantismus der Glaube an das Gute im Menschen. Die Mystik weicht dem Handeln, oder sie kann zu einer weniger hochstehenden Mystik des Erfolges werden. Christus wird aus einem Opfer und Erlöser fast etwas wie ein Uebermensch des modernen Lebens. So wird die Religion zu einem Reflex der heutigen Zustände. Damit hängt zusammen, daß man auch den Staat «moralisiert» und den Katholizismus als exotisch und unamerikanisch empfindet. Katholisch sind ja auch im allgemeinen die schwerer assimilierbaren Elemente.

Die Kirche wird unter der praktisch-pragmatischen Richtung des nationalen Geistes zu einer Organisationsform der Gesellschaft mit sozialen Aufgaben und Zwecken. Der Glaube soll sich im Werk erweisen. Der Erfolg gibt den Maßstab. Den Einfluß von Karl Barth sieht Siegfried im Sinken.

Wie es bei so gehaltreichen Büchern ist: sie regen den Leser dazu an, sein eigenes Wissen dem geistigen Gefüge des Autors einzuschalten. André Siegfried gibt dazu vielfache Gelegenheit. So scheint uns, in den Betrachtungen, die der religiösen Seite des amerikanischen Lebens gewidmet sind, hätte als stärkste Bestätigung auch die Bewegung des «Moral Rearmament» Platz gefunden: hier sieht man den Trieb weg von der Mystik, hin zur unmittelbaren Wirkung, und das Rationalisieren durch Vereinfachung auf die wesentlichsten göttlichen Gebote ausgeprägt, und zwar in einer Weise, die Weltgeltung beansprucht und erhalten hat: «An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.»

Henry Ford

Auch die Betrachtung über eine geniale Gestalt von geschichtlicher Größe, *Henry Ford I,* wirft ein erläuterndes Licht auf eigene Kenntnisse. Siegfried sieht in ihm einen ursprünglichen Handwerker alten Stils, wie sie nicht zuletzt dank der Fordschen Pro-

duktionstechnik in Amerika untergegangen sind. Wie richtig das ist! Ford zeigte uns 1918 bei Tisch seine silberne Taschenuhr, die er, ehe er sich auf den Wagenbau warf, selber gebastelt hatte, in der Idee, der größte Uhrmacher Amerikas zu werden. Wenn er davon absah, dann darum, weil er die ungelernten Arbeiter, wie sie ihm die Einwanderung zur Verfügung stellte, nicht hätte brauchen können.

Ford ist der Schöpfer nicht nur des «Autos für den armen Mann», sondern mittelbar auch des Straßennetzes. Er ist überholt: die von ihm systematisch entwickelte Kaufkraft verlangt nun mehr als sein altes Modell, und wenn der Gründer der Firma sagte, der Käufer habe nur die Wahl der Farbe, «vorausgesetzt daß sie schwarz ist», so bietet sein Enkel den Käufern heute drei verschiedene Modelle: Lincoln, Mercury und Ford, und ist übrigens an Bedeutung hinter General Motors zurückgefallen.

Von Ford stammt wohl zur Hauptsache die Wendung vom *herrschenden* zum *dienenden Kapital.* Es ging nicht ohne erbitterten Kampf gegen die Mächte der Börse (mit einer antisemitischen Episode). Ford hat gleichzeitig die Verkaufspreise gesenkt und die Löhne erhöht. Er ging 1914 von einem Taglohn von 2 auf 5 Dollar für 9 Stunden, 1920 auf 6 Dollar für 8 Stunden. Das laufende Band und die Serie ermöglichten das nie Erwartete. Ford glaubte an seine Sache und zielte ins Universelle. Er sagte uns, sein Ziel sei, *jedem Landwirt in der Welt* den Personen- und den Lastwagen und dazu den Traktor für 1000 Dollar anzubieten, und er baute dafür mitten in den Bürgerkriegen Fabriken in Mexiko und in Irland.

Der Dienst des Kapitals besteht in der Hebung der Kaufkraft der Massen. Das Einkommen des Geschäftsherrn wird zu den Produktionskosten gerechnet, die möglichst zu senken sind, um die Verkaufspreise niedrig und die Löhne hoch zu halten. Der Profit aber gehört — dem Geschäft, und dient dieser Preispolitik. Das war die Entthronung der Aktionäre und die Einleitung des Zeitalters des Managers. Ein demokratisierender Zug geht durch diese Entwicklung. Der Gedanke des Dienens ist bei Ford offensichtlich eine Wirkung des Protestantismus.

Ford hat aber auch eine Enttäuschung erlebt. Am laufenden Band kann eigenes Denken des Arbeiters nur stören. Hier kann es keine handwerkliche Freude an persönlicher Qualitätsleistung geben. Die hohe Bezahlung des in den Maschinengang eingeschalteten Menschen erstickte den Wunsch nach sozialem Aufstieg. Ford hatte immer mehr Mühe, die Kader aus dem Betrieb zu rekrutieren für Aufgaben, die besonders hochgeschraubte Ansprüche an Tüchtigkeit und Findigkeit stellen mußten. Je mehr Handarbeit man ein-

sparte, um so mehr verlangte der Arbeitsprozeß an Planung und Aufsicht, um so mehr Personal mußte daher in höhere Funktionen gesteckt werden.

Ford ist darum die überragende Gestalt der amerikanischen Wirtschaft, weil er ihr endgültig die Massenproduktion in Serien vorzuschreiben vermochte. Wo die Nachfrage sich nicht auf ganz wenige Standardmuster beschränken konnte, da überließ man die Befriedigung von Sonderwünschen der europäischen Industrie: sie arbeitet noch «nach Maß», statt «auf Konfektion». So die Schwer- und die Textilindustrie (Siegfried erwähnt als Beispiele Winterthur, Baden, Mülhausen). Da kommt die individuelle Qualitätsleistung und die Freude des Handwerkers immer noch zur Geltung. Sie erlaubt eine weite Auswahl nach persönlichem Bedürfnis oder Geschmack, wie in der Haute Couture von Paris. Voraussetzung ist eine entsprechend hochstehende und anspruchsvolle Kundschaft. Amerika hat die höchste Qualität erreicht, die der Automatismus der Maschine liefern kann. Die amerikanischen Frauen sind im ganzen gesehen die elegantesten der Welt. Es ist aber eine Eleganz der Masse, der Gleichförmigkeit und nicht der individuellen Persönlichkeit.

Die Frage stellt sich, ob durch die Gleichschaltung nicht die persönliche Leistung, das originelle Schaffen leidet, auch in der Wissenschaft, die sozusagen nur Fachspezialisten erzeugt. Siegfried meint, mehr humanistische Studien wären für den geistigen Nachwuchs der Neuen Welt sehr zu empfehlen. Das würde eine Abwendung vom platten Utilitarismus mit sich bringen, der nur auf «efficiency» und unmittelbaren Effekt sieht.

Ford ist darum wichtig, weil seine Methoden schließlich den katastrophalen Zusammenbruch der Wirtschaft in der Zwischenkriegszeit überstanden und dem Gesicht Amerikas einen dauernden, uneuropäischen Zug eingeprägt haben. Er verkörpert, wie kein anderer, den immer noch wachsenden Unterschied. Er steht auch am Anfang nicht nur des dienenden Kapitalismus, sondern auch des Niedergangs der Trustmonopole, die auf das Hochhalten und Festmachen der Preise eingestellt sind. Unter seinem Impuls sind freilich Riesenbetriebe gewachsen; aber das Recht und das Gericht schützten die kleinen und mittleren Unternehmungen, die immer noch und vielleicht immer mehr vorwiegen. Kartelle gibt es in Massen, aber die freie Konkurrenz wird aufrechterhalten.

Die Krise aber war etwas wie ein Weltuntergang für eine ganze Welt des Optimismus, die mehr und mehr gewohnt war, ihr Brot erst zu essen und erst dann zu bezahlen.

Dann kam der 4. März 1933 und damit wieder ein Schicksalsmann, aber von ganz anderer Art, als ihn Deutschland im gleichen Jahr erlebte: *Franklin Delano Roosevelt* wurde Präsident. Ein Aristokrat, einer, der auf die Neureichen nicht mit der üblichen Hochachtung blickte; er war anders als die Norm und hat vielleicht dadurch einen besondern Reiz ausgeübt. Er war ein großer Charmeur. Dem Zauber seiner strahlenden Liebenswürdigkeit hat auch André Siegfried nicht widerstanden, der ihm eher mit Abneigung genaht war. Irgendeine Theorie oder Doktrin brachte F. D. R. kaum ins Amt, dafür aber, durch die Schmerzen, die ihm die Kinderlähmung bereitete, ein Gefühl für die Leidenden, die nun die große Ueberzahl ausmachten. Der «New Deal» war wohl einfach das Prinzip der Staatshilfe, zu der Roosevelt die verschiedensten Mittel und Methoden ausprobierte, erst die Deflation, dann inflatorische Maßnahmen oft widersprüchlicher Art. Roosevelt umgibt sich mit vielen Gelehrten; aber auch der «Brains Trust» regiert nicht, sondern gibt nur Anregungen, die der Präsident annimmt oder verwirft, und wie die Methoden, so wechselt er auch die Berater.

Die Losung war nun: «Planwirtschaft gegen rauhen Individualismus». Roosevelt macht weitesten Gebrauch von der Möglichkeit, Aufgaben zu delegieren. Aber wenn die menschliche Note, die er in alles hineintrug, sicher war, so war der «Plan» dieser Planwirtschaft kaum etwas, worauf man sich verlassen konnte. Das Ziel, das durch die Abwertung des Dollar erreicht werden sollte, war aber nach drei Jahren noch in weiter Entfernung: Abwertung 41 Prozent, Steigen der Preise nur 33 Prozent (en gros) und 17 Prozent (Detail). Das Vertrauen war noch nicht wieder da. Nun kam das gewaltsame Aufpumpen durch Maßnahmen und Vorschriften an die Unternehmer, künstliche Erhöhung der Kaufkraft, Begünstigung der Arbeitnehmer auf der ganzen Linie, Anerkennung der Gewerkschaften, bis man zum Monopol auf Arbeiterseite gelangte.

Roosevelt durfte sagen, daß er die Privatwirtschaft gerettet habe. Aber die Opfer waren nicht gering. Der traditionelle Konsumentenschutz der Demokratischen Partei wurde aufgegeben. Die Landwirtschaft fand einen Preisgaranten im Staat, der mehr und mehr zum Abnehmer wurde, so daß sich heute die Vorräte ungeheuer steigern und man nicht mehr weiß, was damit anfangen. Täglich kostet nur das Aufspeichern 600 000 Dollar! Unter dem Weltpreis verkaufen soll der Staat auch nicht, und das hemmt den Export in Hungergebiete. So rätselt der Landwirtschaftsminister heute an der unamerikanischen Idee der Produktionsbeschränkung herum, wie

bei uns, aber im amerikanischen Maßstab. Die Verschuldung des Staates tritt an die Stelle der privaten. Es wächst auch die Bürokratie. All das im schreienden Gegensatz zur demokratischen Wahlparole von 1932, mit der Roosevelt den Sieg errungen hatte: Budgetgleichgewicht, Abbau der Ausgaben, Einschränkung der Staatstätigkeit im Sinne des altenglischen Liberalismus! Jetzt schlägt die demokratische Politik unter Zustimmung der öffentlichen Meinung ins Gegenteil um; in hunderterlei Arten reizt die Staatsführung das Wirtschaftsleben an.

Das Ergebnis sieht Siegfried so: Der New Deal scheitert als Mittel gegen die Wirtschaftskrise und gelingt als Sozialreform. Erst der neue Weltkrieg räumt mit der Depression auf, und heute erlebt man das «Wunder», daß die zweite Nachkriegszeit nicht zu einem zweiten Wirtschaftszusammenbruch geführt hat, sondern die Produktion und erst recht die noch ungenützten Möglichkeiten weiterwachsen. Den Dirigismus und den Gärstoff der Staatshilfe wird man nicht leicht mehr ausscheiden.

Das bringt eine Inflation des Beamtentums mit sich und steigert die Machtfülle der Exekutive. Roosevelt und Truman waren Regenten von Natur, unter ihnen hat die Präsidentschaft das Uebergewicht erlangt. Eisenhower, schreibt Siegfried, sei ein Mann der Versöhnung, des Ausgleichs. Da wäre vielleicht die Frage am Platz, ob er nicht von einer Partei auf den Schild gehoben wurde, die gegen das Ueberwiegen der Staatlichkeit und besonders der präsidialen Gewalt eingestellt war und sofort im Senat die «checks and balances» in Funktion setzen wollte. Wie konnte sich Eisenhower als Vertreter der siegenden Republikaner dieser Tendenz wirksam entgegensetzen? Er war geradezu darauf angewiesen, die auseinanderstrebenden Teile seiner eigenen Partei zu versöhnen, zu verbinden. Daher auch seine Schwäche gegenüber dem virulenten Ausbeuter der Senatsrechte, MacCarthy.

Wie in der Wirtschaft, so überwiegt auch in der Politik das Inland, und das führt zur außenpolitischen Haltung, die aus Starrheit und Unsicherheit zugleich bestehen kann. Die Außenpolitik liefert dem bevorstehenden Wahlkampf die Schlagwörter, und sie sind natürlich vor allem moralistisch. Knowland, der Führer der Republikaner im Senat, hat ja offen verkündet, sein Einspruch gegen eine Aufnahme Rotchinas in die Uno sei vor allem moralischer Natur. «Moralisch-legalistisch» nannte der beste Kenner und Kritiker, ein Mann vom Fach, die amerikanische Diplomatie. Hier versagt offenbar der Pragmatismus, den dafür die Briten bis ins äußerste ausgeschliffen haben.

Der Amerikaner kennt keinen Staat in abstracto, der eigenen

Rechts über dem Bürger thront. Der Staat gehört dem Bürger, und die Staatsämter sind die Beute der Sieger in den Wahlschlachten, in die heute wieder rücksichtslos die Außenpolitik als Parteisache eingeworfen wird. Der Hauptorganisator eines siegreichen Feldzuges für die Präsidentschaft wird in der Regel Postminister, und die ganze Postverwaltung steht dann zur Verfügung, um Anhänger zu belohnen. Das gilt als in Ordnung und geht andere nichts an. Aber es ist vielleicht doch gut, uns die amerikanische «Postordnung» zu erklären. Denn die Unzuverlässigkeit der Post etwa in Kalifornien ist uns sonst unbegreiflich.

Also von Korruption spricht man hier nicht. Die hat ihren Platz mehr in den städtischen Verwaltungen, in denen der puritanische Geist durch die Einwanderung aus unpuritanischen Weltgegenden an die Wand gedrückt wird. Auch das Verbrechen profitiert vom Organisationsgenie Amerikas. Diese Schattenseite Amerikas bleibt in Siegfrieds Buch in der Tat etwas im Schatten. Wir lernen etwas über die Pressionen der verschiedensten Interessengruppen (es kann sich auch um immaterielle Interessen handeln) auf das Parlament, die Rolle der «Lobby» als einer politischen Gewalt.

Die Moral des öffentlichen Gemeinwesens hat, wie wir vermuten, durch die starke Verstädterung nicht gewonnen. Von 1870 bis 1950 ist die Landbevölkerung von 71,5 auf 15,6 Prozent gefallen!

Die Familie

In einem Zeitalter, da sich die ganze Welt, besonders Rußland, durch die amerikanische Technik erneuert, sind die Impulse, die zur unausgesetzten Erneuerung von Amerika selber führen, mittelbar von Bedeutung für alle. Wir müssen also dem Interesse des französischen Forschers auch in die Zelle der Gesellschaft, die Familie, hinein folgen. Auch hier gibt es schwer Verständliches. Man weiß im allgemeinen, daß die Familie an Bedeutung verloren hat, daß die Jugend meisterlos aufwächst, in Freiheit weniger dressiert wird, als sich selbst überlassen bleibt. Man weiß, daß wenigstens scheinbar wenig erzogen, aber ungeheuer viel von Erziehung geschrieben und geredet wird. Bei dem stark belehrenden Trieb einer Nation sollte nach altweltlicher Auffassung viel mehr für die Volksschule und für die Lehrerschaft getan werden. Um so mehr, als die Schulen einen Teil der früher dem Hause obliegenden Aufgaben zu erfüllen haben.

Man heiratet jung und immer jünger, Frauen im heutigen Durchschnitt etwa 21jährig. Das Kind bindet die Mutter dann an die Wohnung und die Hausarbeit. Die Einstellung zum Kind ist eher französisch als englisch. Der Engländer und die Engländerin wün-

schen, wenn sie es sich leisten können, die Kleinen zu bestimmter Zeit gewaschen und brav durch eine Nurse einmal im Tag vorgeführt zu erhalten. Man soll sie sehen und nicht hören. Recht bald werden sie einem Erziehungsinstitut überlassen. In Amerika ist das Kind König. Seine Launen, seine Unarten haben freien Spielraum. Man fürchtet nichts so sehr, wie durch Strenge einen Komplex zu erzeugen. Die Psychologen regieren und verlangen eine Politik der Nichteinmischung. Darum sind die Kinder, vorlaut und ohne Respekt auftretend und jedes Gespräch der Erwachsenen unterbrechend, für Europäer unerträglich.

Merkwürdig nur, daß die Jugendlichen dann schon sehr bald auffallend «artig» werden, wohlgesittet und anständig. Sie haben sich an unbeaufsichtigte Geselligkeit unter den Geschlechtern gewöhnt und offenbar die Flegeljahre jünger hinter sich gebracht, als wie es bei uns Sitte oder Unsitte sein mag. Sie kommen auch sehr rasch aus dem Hause, die Mädchen um so rascher, als die Mitgift nicht zu den Gebräuchen gehört, und verglichen mit dem Heiratsgeschäft der Franzosen findet Siegfried die amerikanische Liebesheirat schöner und die Ehe vermutlich echter als dort, wo sie mehr auf der Wirtschaft beruht und dabei unlöslich ist, auch wenn die Gefühle auf andern Wegen wandeln, bei ihm und bei ihr, und dann die Geistlichkeit ein Auge zudrückt und allerlei Unregelmäßigkeiten in Kauf nimmt, wenn nur der Schein, der falsche Schein einer wirklichen Ehe gewahrt wird.

Natürlich verraucht die Leidenschaft, und dann bleibt nicht immer die Liebe übrig. Dann will es der Respekt vor der selbstverantwortlichen Persönlichkeit, daß man offen auseinandergeht, statt nur insgeheim. So sieht der französische Kritiker, der vom Vergleich mit seinem eigenen Volk ausgeht, in der hohen amerikanischen Scheidungsziffer sogar noch die Wirkung des protestantischen Geistes, der sich nicht durch kirchliche Gebote von dem abhalten läßt, was jeder für seinen Fall als richtig erachtet.

Sobald die Jugend aus dem Hause ist, beginnt erst das *Wirken der Frau* in der Gesellschaft. Siegfried spricht in aller Form vom Matriarchat, der Mutterherrschaft in Amerika. Alle Energien des Geschlechtes werden frei für das öffentliche Wirken. Sie sind massiert von überwältigender Kraft.

Sollen wir darauf hinweisen, daß die Frau sich das Stimmrecht in Amerika gründlich verdiente durch alles, was sie in den Gemeinden getan hat, für gesunde Nahrung, für Straßenreinigung, für zerlumpte Kinder, für die Schule, die Fürsorge, gegen die Korruption? In unzähligen Vereinen und Religionsgemeinschaften wirkt die Frau unausgesetzt an der Verbesserung des Lebens, oft mit der

Verbissenheit, die ihr eigen sein kann. Nur so erklärt sich das Fehlexperiment des allgemeinen Alkoholverbotes, das dann so viel zur Gefährdung der Jugend beigetragen hat. Die weibliche Macht ist so stark, daß sich die Männer nicht ungern unter sich allein zusammenfinden. Die Frage ist gestellt — auch Siegfried stellt sie —, ob das heutige zahlenmäßige Ueberwiegen des weiblichen Geschlechts dem aus Pionierzeiten bestehenden Vorrang abträglich sein wird. Man schätzt einen Schatz um so mehr, je seltener er ist, und die Frauen waren unter den rauhen Grenzern von ehemals rar und kostbar.

Die *öffentliche Meinung* regiert, das Individuum ist dagegen machtlos, und diese Meinung wird nicht zuletzt von den Frauen getragen. Es ist immer viel Gefühl, auch Leidenschaft darin. Kirche, Presse, Radio und Fernsehen üben ihren Einfluß aus, und natürlich auch die Parteien, die so stark an das nationale Bewußtsein zu appellieren pflegen. Aber bei allen Kräften und Künsten der Propaganda, die aufs höchste entwickelt sind, gibt es doch immer wieder spontane, durch keine Organisation zu beherrschende Regungen. Die hohe Kunst, das Empfinden der Masse bis zum politischen Willen in einer gewollten Richtung zu entwickeln, hat keiner besser verstanden als der Mann mit der goldenen Stimme, der «am Kaminfeuer» zum ganzen Volk zu reden verstand.

Technisierte Demokratie

Die Technik der Annäherung ist durch das Fernsehen zu einer Vollkommenheit gelangt, die es erlaubt, 160 Millionen Menschen in jener lebendigen Fühlung zu halten, deren die Demokratie bedarf. Rousseau hat die Volksherrschaft nur im kleinsten Gemeinwesen, in Rufnähe der menschlichen Stimme, für möglich gehalten. In den Vereinigten Staaten vollbringt die Technik auch ein politisches Wunder. Aber das Fernsehen dispensiert den, der sich um die Gunst des Volkes bewirbt, nicht von der Aufgabe, händedrückend durchs Land zu reisen, sich nachts auch im Schlafanzug am Eisenbahnfenster zu zeigen und ganze Breitseiten von Lächeln auf die Massen loszulassen, bis es zum stereotypen Grinsen einer Wachsfigur erstarrt.

An der *Presse* fällt die völlige Freiheit der Leitartikel auf. Hochqualifizierte Schriftsteller liefern einer ganzen Kette von Zeitungen ihre «syndizierten» Arbeiten, und sie sind so bezahlt, daß sie auch völlig unabhängig sein können. Für die Redaktion ist das weniger der Fall. Sie hat oft auf mächtige Wirtschaftskreise Rücksicht zu nehmen, die das Inseratengeschäft tragen. Darum findet man, wie

Siegfried glaubt, die Meinung der Schriftleiter oft in den Briefen an die Redaktion, die zuweilen Briefe von der Redaktion sein sollen. Kein neues technisches Mittel hat übrigens die Presse als Trägerin der Meinung entwertet, weder das Radio noch die Television. Was wir in der republikanischen Presse in den letzten Monaten über den Präsidenten und seine Politik gelesen haben, ist Journalistik obersten Ranges, geistvoll, durchdringend in der Kritik und eine kostbare Quelle für die europäische Publizistik. Hier ist das Reich des wirklich freien Wortes.

Im ganzen wird die öffentliche Meinung beherrscht vom Wunsch, den Lebensstandard zu erhalten, namentlich gegen fremde Einflüsse. Eine Krise des Mißtrauens hat das Publikum geschüttelt; aber dieses Fieber scheint mit den MacCarthy-Verhören überstanden zu werden. Gleichzeitig ist auch der heftigste Ausschlag der Senats- gegen die Präsidentenmacht, wie es scheint, vorüber. Die Wahlen vom Herbst werden es wohl zeigen. Dann möchte eine Bewerbung Eisenhowers für eine zweite Amtsdauer wieder etwas wahrscheinlicher werden.

Der Kommunistenschreck ist aber zu verstehen. Einmal führte das verblendete Selbstvertrauen des Präsidenten Roosevelt, «Uncle Joe» bezaubern zu können wie einen Amerikaner am Radio und ihn zu einem braven Linkspolitiker umzuwandeln, zu einer grausamen Enttäuschung in San Francisco, als man mit gemeinsamen Kräften nach dem Zweiten Weltkrieg den ersten wirklichen Weltfrieden errichten wollte. Alles, was man Stalin überlassen hatte, um ihn zu gewinnen, war glatter Verlust für den Westen. Die UNRRA, die Organisation für die Aufnahme Obdachloser (der «DP» = displaced persons), brachte eine Menge von Kommunisten nach Amerika, und sie haben sich auch in die Leitung der UNRRA selber eingeschlichen und dort über Milliarden Dollar mitbestimmt. Die Durchsetzung leitender Stellen mit Agenten Moskaus war schließlich nicht mehr zu bestreiten. Eine heftige Aufwallung der öffentlichen Meinung war zu erwarten. Die Reaktion ging aber bis zur Gefährdung konstitutioneller Rechte und Freiheiten.

An die *Verfassung* aber glaubt der Amerikaner. Dieser Glaube einigt alle sonstigen Bekenntnisse: Es liegt eine Art von religiöser Verehrung des Grundgesetzes vor, des zweiten Buches nach der Bibel, das fromme Verehrung genießt. Wo in aller Welt wird man die Staatsverfassung als Zuckerguß auf einen Hochzeitskuchen setzen als in Amerika, wie wir es am Geschenk der Gastwirte von Washington an die Hospes in Bern gesehen haben! Wenn es auch nach Siegfried denkbar ist, daß die Entwicklung der Staatsgewalt wesentliche Aenderungen im System der Vereinigten Staaten mit

sich bringt, so wird doch die Verfassung, geschützt wie bisher durch die Gerichtsbarkeit, eine Quelle des bürgerlichen Bewußtseins und des Stolzes bleiben. In ihr sind Menschenrechte zur Staatsgrundlage gemacht worden. Es ist nicht so, wie Auriol in einer öffentlichen Aeußerung sagte, daß die Welt die Menschenrechte der Französischen Revolution verdankte. Man verdankt ihr höchstens eine «formule» dieser Rechte, die in Wirklichkeit aus angelsächsischem Bereich stammen, der *Declaration of Rights,* der *Habeas-corpus-Akte,* der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und Bundesverfassung.

Den tiefsten psychologischen Unterschied zwischen der Alten und der Neuen Welt findet Siegfried in der *Arbeiterbewegung,* die in den Verhandlungen mit den Unternehmern Forderungen stellt, um nachher mit ihnen zusammenzuarbeiten. Er geht da von der tiefen, von einem Prinzip ausstrahlenden Skepsis des französischen Arbeiters aus, der es schwer begreift, daß beide Seiten ehrlich und zum Vorteil aller Beteiligten die gemeinsame Produktion fördern können. Es wird in dieser Hinsicht in Amerika eine außerordentliche Propaganda entfaltet, selbst von Arbeitervertretern, und man mag davon abgestoßen werden. Aber wer dann näher zusieht, muß zugeben, daß die Gemeinsamkeit der Interessen eine Tatsache ist. Wir möchten uns erlauben, beizufügen, daß diese Erkenntnis auch in Europa nicht so absolut neu ist, wie sie es in Frankreich wäre, das sich an revolutionäre, missionierende Arbeiterpolitik gewöhnt hat. Die Gangster, die dafür Amerika hat, sind weniger gefährlich (auch wenn sie monatelang den Hafen von New York lahmlegen) als die Propheten des Umsturzes. So sieht es Siegfried. Es scheint uns indessen nach einer nun schon Jahrzehnte dauernden schweizerischen Erfahrung, daß man eine weitreichende friedliche Zusammenarbeit der sozialen Klassen auch hier recht wohl haben kann. Man mag daneben über die «Verbürgerlichung des Erfolges» der Arbeiterpolitik denken wie man will (wir halten das für ein Glück): auf alle Fälle haben die amerikanischen Methoden dem Arbeiter mehr eingebracht als alle europäischen Theorien seinem Genossen in der Alten Welt.

Mainstreet und Wallstreet

Der Hauptgrund der atlantischen Mißverständnisse liegt, wie schon angedeutet, in der *Handelspolitik* der Amerikaner. Die Vereinigten Staaten haben England als Mittelpunkt und Motor der Weltwirtschaft ausgeschaltet, aber noch nicht ersetzt, weil nicht verstanden. Sie sind einem wirtschaftlichen Kontinentalismus verfallen, der sich aus der Geschichte wohl begreifen, aber angesichts

der heutigen Verhältnisse nicht mehr rechtfertigen läßt. Die große Gefahr liegt darin, daß der Glaube an das Selbstgenügen Amerikas wieder kräftig Wurzel faßt, und darin, daß die Erinnerung an die große Krise zum Optimismus doch noch eine gewisse Aengstlichkeit dazugefügt hat. Man will sichergehen, vor allem gegen die fremde Konkurrenz, und schaltet daher Erzeugnisse, die bei geringern Löhnen erstellt worden sind, vom amerikanischen Markt aus, nicht nur mit Zöllen, sondern auch mit Verwaltungsplackereien und der alle Sicherheit im internationalen Verkehr störenden *Ausweichklausel*. Daß eine passive Handelsbilanz, wie sie England in seinen besten Zeiten aufgewiesen hat, kein Unglück, sondern das echte Zeugnis des Reichtums wäre, ist von den entscheidenden Potenzen in den Vereinigten Staaten noch nicht begriffen worden. Die Stimme der Hochfinanz ist da immer noch machtlos, so sehr auch Eisenhower eigentlich einer liberalen Haltung zuneigt. «Mainstreet ist stärker als Wallstreet», schreibt Siegfried. «Mainstreet», nach einem bekannten Roman: der brave bürgerliche Mittelstand, Handelskammern, Rotarier, der Gewalthaufe der Republikaner. Und nun ist, wie es die Schweiz bei den Uhrenzöllen erfährt, Mainstreet in seinem Wahljahr auch stärker als der Präsident.

Die Folge der gesteigerten Aus- und verkümmerten Einfuhr ist der Dollarmangel der Alten Welt, dem man nur mit dem zu wenig beherzigten Slogan «Trade, not aid» beikommen könnte. Amerika saugt alles Gold seiner Abnehmer an. Das ist der Stoff, von dem ein amerikanisches Witzwort sagt, er werde in Südafrika ausgegraben und in Nordamerika wieder beerdigt (in den Schatzgewölben von Fort Knox). Zur Zeit der britischen Handelshegemonie war das Gold der gemeinsame Wertmesser, ohne den es keine rechte Konvertibilität der nationalen Währungen geben kann.

Was Amerika vom Lend-lease an über den Marshallplan und den Punkt 4 Trumans und heute noch durch Vorschüsse, auf deren Rückzahlung niemand ernstlich rechnet, für andere Länder schon getan hat und immer noch tut, ist außerordentlich. Es ist aber auch «Dollardiplomatie» dabei, nicht im üblen Sinn eines Imperialismus, eher im Sinn eines nötigen Ablaufs des sonst kaum zu bewältigenden Ueberflusses. Wenn die Amerikaner Konkurrenz auf fremdem Boden ersticken wollten, dann würden sie nicht so viel tun, um die Industrie der beschenkten Länder auszurüsten und die Landwirtschaft überall zu entwickeln, und sie würden nicht den Inlandmarkt so hoch über ihre auswärtigen Interessen setzen, wobei auch die Kapitalanlagen in andern Ländern verhältnismäßig sehr gering geblieben sind (möglicherweise infolge der Enttäuschung in Hitler-Deutschland).

In diese Gesamtsituation ist auch die schweizerische Uhrenindustrie eingebettet. Sie ist bedroht durch den wirtschaftlichen Nationalismus, der immer da war, aber nun durch den neu gewonnenen Stolz auf die absolute Selbstgenügsamkeit Amerikas und die Sorge um den Schutz des amerikanischen Marktes rücksichtslos ausschlägt, namentlich ohne Rücksicht auf die Möglichkeiten und Bedürfnisse einer Weltwirtschaft unter amerikanischer Führung.

Daß die Republikaner im Kampf um die Präsidentschaft Sieger waren, ist handelspolitisch vielleicht nicht entscheidend; denn der Sieg in den Parlamentswahlen war sehr mager, und *hier* hätte sich die Ueberlegenheit der republikanischen Wirtschaftspolitik, die vorwiegend protektionistisch ist, eher erweisen müssen. Den Wohlfahrtsstaat jedenfalls können die Republikaner nicht so leicht abschütteln, wie ihn die Demokraten dank der Krise einführen konnten, und Eisenhower ist von seiner Partei nicht so unabhängig, wie es seine beiden Vorgänger gewesen sind. War seine Wahl überparteilich, so ist es seine Amtsführung durchaus nicht.

Ueber die Außenpolitik finden wir in neuer Prägung Gedanken, die schon von amerikanischen Kritikern verfochten worden sind. Diplomatie und Moral durchsetzen sich in dem Sinn, daß nicht die Welt, wie sie ist, sondern die Welt, wie sie sein sollte, zum Ausgangspunkt dient. Von da aus führt der Ausgang leicht an eine Mauer. Es kommt dann notgedrungen zu unlogischen Zwischenlösungen wie in Korea. Denn den großen Krieg will die öffentliche Meinung doch nicht. Für England, die erste Zielscheibe russischer Atomwaffen, handelt es sich um die Existenz. Darum, man mag die Worte wählen, wie man will, die krampfhaften Besänftigungsversuche der Downingstreet. Das Wort von Rochefoucauld «Le soleil ni la mort ne se peuvent regarder fixement» gilt auch für den Atomkrieg.

Siegfried glaubt, Amerika sei tatsächlich trotz allen amtlichen Aeußerungen mehr und mehr in die peripherische Verteidigung Europas gedrängt worden: also Preisgabe dieses «asiatischen Vorgebirges» bis zur Küste, Verteidigung Skandinaviens, Spaniens und natürlich Englands, vor allem als Startplätze für ferngelenkte Geschosse. Innerlich binde wohl nichts mehr an die Erhaltung Europas um seiner selbst willen. Viel näher scheine dem Fühlen Amerikas die pazifische Welt, der Ferne Osten. Die Atombombenpanik aber hat die Amerikaner erst recht anfällig gemacht für die Idee, auch ohne Europa bestehen zu können.

Aber die Führung der von Europa geschaffenen Kulturwelt können sie nicht mehr ablehnen. An die Stelle des *homo sapiens* tritt dann der *homo faber*.